

**Kathrin Herrmann & Kimberley Jayne  
(Hrsg.)**

***Animal Experimentation: Working Towards a  
Paradigm Change***

Leiden: Brill 2019 (Human-animal studies,  
Bd. 22), XXXVIII und 711 S.

Open Access: <https://brill.com/view/title/35072>

Die Verfasserinnen Kathrin Herrmann und Kimberley Jayne lassen in ihrem Werk *Animal Experimentation: Working Towards a Paradigm Change* in über 50 Einzelbeiträgen, die in sieben übersichtliche Teile untergliedert sind, Autor\*innen aus den unterschiedlichsten Fachbereichen und Ländern zu Wort kommen. Disziplinen wie Philosophie, Naturwissenschaften, Ethik oder Politik und Recht beleuchten zahlreiche Facetten der tierexperimentell ausgerichteten Forschungslandschaft und ihre Defizite. Hierbei wird unter anderem Fragen nachgegangen, wie effektiv Tierversuche sind, wenn es beispielsweise auf Basis tierexperimenteller Erkenntnisse um die Vorhersagekraft der Wirkung von potenziellen Medikamenten auf den Menschen geht. Auch wird ein Überblick gegeben, welche aktuellen Entwicklungen es im Bereich der tierversuchsfreien Forschungsmethoden gibt, und es wird eine Auswahl an solchen Innovationen vorgestellt.

Herrmann fragt eingangs in ihrem eigenen Beitrag (S. 3ff.) zunächst, warum und wie ein Paradigmenwechsel vorangetrieben werden kann. Ihr Fokus liegt dabei auf der Frage, ob Refinement eine Möglichkeit auf dem Weg des Ersatzes von Tierversuchen sein kann. Anschließend werden gangbare Wege zur Reduktion und des Ersatzes von Tierexperimenten aufgezeigt und Empfehlungen gegeben, welche Schritte erforderlich sind, um tierversuchsfreie, humanrelevante Methoden in der biomedizinischen Forschung anzuwenden.

Der Autor Jim Keen widmet sich in seinem Beitrag der Geldverschwendung in der tierexperimentellen Forschung in den USA im Bereich der landwirtschaftlichen und biomedizinischen Industrie. Er beschreibt, welche großen Summen an Geldern in den USA in die tierexperimentelle Forschung fließen, und geht davon aus, dass dies in anderen Ländern vergleichbar ist. Als Profiteure der Tierversuchsforschung benennt er unter anderem die Regierung, die pharmazeutische Industrie und Forscher\*innen mit ihren Publikationen tierexperimenteller Studien. Verlierer dieses Systems sind zum einen die Tiere und zum anderen die Steuerzahler\*innen (S. 244ff.).

In ihrem Beitrag, der die Extrapolation der gewonnenen Daten aus Tierversuchen auf den Menschen unter die Lupe nimmt, berichtet Rebecca Ram, Tierversuche würden häufig damit begründet, dass man sie schon seit Jahrzehnten in der Forschung und zur Entwicklung neuer Therapien durchführe, dass gleichzeitig aber nicht hinterfragt wird, dass viele Millionen Tiere über Jahre hinweg oft auf immer gleiche Art und Weise verbraucht werden. Sie argumentiert, dass die weitere Verwendung von Tieren keinesfalls den Nutzen von Tierversuchen belegt. Vielmehr basiert ihrer Ansicht nach der Tierversuch auf Glauben und nicht auf handfester wissenschaftlicher Validität. Eine Analyse von Abstracts systematischer Reviews von Tierversuchsstudien zeigt, dass in hundert Studien keine einzige eingeschränkte Übereinstimmung zwischen Tier und Mensch angegeben wurde und bei nur 20 Prozent eine eingeschränkte Übereinstimmung, verbunden jedoch mit dem Hinweis, die Ergebnisse mit Vorsicht zu interpretieren und dass weitere Studien notwendig seien (S. 342ff.).

Ein Teil mit mehreren Einzelbeiträgen widmet sich dem Paradigmenwechsel hinsichtlich fortschrittlicher tierversuchsfreier Verfahren. Fozia Noor beschreibt, dass die Entwicklung von In-vitro-Methoden, die auf menschlichen Zellen oder Zelllinien basieren, im Bereich der Toxizität stark zugenommen hat. Wichtige Fortschritte ermöglicht die Verwendung von patienten- oder krankheitsspezifischen humanen induzierten pluripotenten Stammzellen (S. 610ff.). Weiter heißt es, dass es in der präklinischen Arzneimittelentwicklung um den Nachweis der Effektivität und der Sicherheit von neuen

Medikamenten geht. Während die Entdeckung und Entwicklung immer teurer werden, sinkt die Erfolgsrate. Leber- und Herztoxizität sind die Hauptprobleme bei der Medikamentenentwicklung. So ist bis 2014 die Lebertoxizität verantwortlich für die meisten Medikamentenrücknahmen. Die Behörden verlangen Tests an Tieren zur Abklärung der akuten Toxizität und der Giftigkeit bei wiederholter Verabreichung. Obwohl viele In-vitro-Tests im anfänglichen Screening von Wirkstoffen eingesetzt werden, gibt es keine anerkannte In-vitro-Methode zur Untersuchung der Langzeittoxizität bei wiederholter Gabe einer Substanz. In den weiteren Ausführungen werden die Limitierungen des Tierversuchs thematisiert. So sagt der Tierversuch nur 40 Prozent der Lebertoxizität beim Menschen vorher. Sogar zwischen verschiedenen Tierarten liegt die Übereinstimmung nur bei 60 Prozent. Und auch nach erfolgreich passierten Tierversuchen zeigen sich bei 19 Prozent der Substanzen toxische Wirkungen in der klinischen Studie am Menschen, welche daher nicht weiterverfolgt werden. Auch nachdem sich eine Substanz in den Standard-Tierversuchen und klinischen Studien als sicher gezeigt hat, kommt es häufig zu Marktrücknahmen und Black-Box-Warnungen. In den letzten 60 Jahren wurden über 450 Medikamente aufgrund von Lebertoxizität vom Markt genommen. Das Screening an Tieren basiert laut Autorin auf der Annahme, dass es ähnliche Reaktionen bei Mensch und Tier gibt. Allerdings gibt es hier eine Reihe von Unterschieden. Das Ziel des 21. Jahrhunderts sollte ihrer Ansicht nach insofern sein, mehr auf humanbasierte In-vitro-Methoden zu fokussieren, um eine bessere Übertragbarkeit zu ermöglichen.

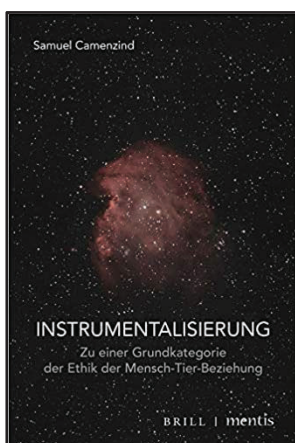
Malcolm Wilkinson beleuchtet das Potenzial der Organchip-Technologie. So hat sich die In-vitro-Zellkulturtechnik seit den 1960er-Jahren immer weiter entwickelt bis hin zum Organchip (S. 639ff.). Wilkinson erläutert, dass die Verwendung von Zellen tierischen Ursprungs in In-vitro-Studien ein Grund dafür ist, warum die aktuellen Methoden nicht so gut funktionieren. Da Tests im ganzen Tier nicht widerspiegeln, was im menschlichen Körper passiert, ist das laut Autor nicht verwunderlich. Ein großer treibender Faktor für die Begeisterung für die Organchip-Technologie ist der Marketing-

Hype, was nach Aussage des Autors bald zur Desillusionierung führen wird, wenn nicht praktische, funktionierende Systeme zur Verfügung stehen. Auch wenn einige Entwicklungen noch ein paar Jahre von der Marktreife entfernt sind, wird in den nächsten drei bis fünf Jahren ein bedeutsamer Schritt weg vom Tierversuch beginnen, so der Autor.

In seinem Nachwort beschreibt John P. Gluck ein Schlüsselerlebnis. Während seiner Lehrzeit als Universitätsprofessor empfahl ihm eine Studentin das Buch *Animal Liberation* von Peter Singer, das in den 1970er-Jahren veröffentlicht wurde und unter anderem das immense Leid der Tiere gegenüber den offensichtlichen oder trivialen Erkenntnissen anprangert. Immer mehr Student\*innen begannen, die Validität und Rechtfertigung von Tierversuchen zu hinterfragen, so auch er selbst. Er führt weiter das Werk von Davis Wootton *Bad Medicine: Doctors Doing Harm since Hippocrates* aus dem Jahr 2007 an, das beschreibt, dass Wissenschaftler\*innen etablierten Theorien Autorität verleihen, was den medizinischen Fortschritt aufhält, und dass dies nun mit einem Großteil der tierexperimentellen Forschung so ist (S. 689ff.).

Das umfangreiche Werk vermittelt einen sehr guten Einblick in den Status quo der tierexperimentellen Forschung und liefert vielfältige fundierte Argumente aus zahlreichen Fachbereichen, die verdeutlichen, dass ein Paradigmenwechsel weg vom Tierversuch, hin zu modernen, leidfreien und humanrelevanten Methoden längst überfällig ist und endlich eingeleitet werden muss.

Silke Strittmatter



**Samuel Camenzind**

***Instrumentalisierung. Zu einer Grundkategorie der Ethik der Mensch-Tier-Beziehung***

Paderborn: mentis 2020, 351 S., 44,90 EUR

Kaum ein Philosoph ist öfters „aufgetrennt“ und „neu gedacht“ worden als der Großmeister der deutschen Philosophie, Immanuel Kant. Und kaum einer versperrt sich dagegen eigentlich so



sehr wie er. Von Zeit zu Zeit rotiert der große Königsberger Philosoph vermutlich in seinem Grabe, wenn er liest, wofür er heutzutage alles herhalten muss und wofür er wiederverwendet wird – er, der so präzise formuliert und jede Stufe innerhalb des eigenen Denkgebäudes genau einkalkuliert hat –: auch und besonders für die Unterscheidung zwischen Menschen und nicht-menschlichen Tieren. Wie ist das, wenn da etwa plötzlich ein Tom Regan oder eine Christine Korsgaard daherkommen, sich auf seine Fährte begeben und gleichzeitig von Autonomie und juristischen und moralischen Rechten bei Tieren sprechen? Wird einem als Immanuel Kant da schwindelig? Kann man einen zutiefst anthropozentrischen Ansatz, der gemeinhin so ausgelegt wird, dass Tiere höchstens indirekt deshalb zu schützen sind, weil der Mensch verrohen könnte, wenn er Tiere quält, mit einem Verständnis vom Tier im 21. Jahrhundert überhaupt vereinen?

Kant hat die Tiere kategorisch aus der Gruppe jener Akteure, die vernunftbegabt und moralisch autonom sind ausgeschlossen. Kognitionsbiolog\*innen, Moralpsycholog\*innen und Philosoph\*innen weisen einige Tiere aber inzwischen auf der Basis der aktuellen empirischen Forschung als kognitiv hoch begabt, ja vielleicht sogar als moralfähig aus. Immanuel Kant, der inzwischen den Drehwurm in seinem Grab als einziges moralisch zu berücksichtigendes Tier erkannt haben dürfte, würde sicher staunen über Ratten mit Empathiefähigkeit, Papageien mit Wahrnehmungsbegriffen und Hunde mit Aversion gegen Ungleichbehandlung. Selbst wenn er Elefanten aufgrund ihres Sanftmuts bewunderte und Affen als boshaft, tückisch und eigensinnig bezeichnete, so sind diese Phänomene in Kants Welt dezidiert nicht moralisch. Der zitierten Forschung würde er stur eine „Amphibolie der Reflexionsbegriffe“ vorwerfen. Was man doch als Philosoph so alles nicht vorhersieht ... I. Kant, ein Fall des Ander-Welt-vorbei-Theoretisierens? Wenn es bei Tieren nur nicht immer auch um Fragen der Ethik ginge. Und hier wäre es schon schön, wenn man die eine oder andere Grundkategorie der kantischen Philosophie heranziehen könnte, etwa um zu fragen, ob und inwiefern wir Tiere instrumentalisieren dürfen.

Samuel Camenzind, Schweizer Philosoph am Messerli Forschungsinstitut in Wien, unternimmt diesen Versuch in seinem

Buch. Dabei pickt er sich drei Kategorien heraus, die es tierethisch in sich haben: die Instrumentalisierung und (in Abgrenzung dazu) die Verdinglichung und die Ausbeutung. Thematisches Hauptbezugsfeld ist die tierethische Grundlagenforschung, wobei Camenzind immer wieder gekonnt einen Bogen von den theoretischen Tiefen der kantischen Ursprungstexte hin zur bioethischen Anwendbarkeit schlägt, u.a. zum Tierversuch. Diesem Anwendungskontext lässt sich auch das zentrale Fallbeispiel des Buchs, ein Primatenexperiment der NASA von 1959, zuordnen, in welchem das Totenkopffäffchen Baker, als einer der ersten zwei Affen, eine Reise in den Weltraum überlebt hat. Das damalige Argument der Wissenschaftler\*innen für die Zulässigkeit der Weltraumforschung an Primaten, dass nur Tiere in der Forschung verwendet würden, die sowieso mit den Forscher\*innen „kooperierten“, hat nicht an Aktualität verloren und findet sich darüber hinaus in anderen Nutzungsbereichen. Was Baker von den anderen Mitreisenden (Hefepilzen, Zwiebeln, Fruchtfliegen, Seeigeleiern und anderen biologischen Proben) unterscheidet und wie ihre Verwendung ethisch zu bewerten ist, wird auf den 350 Seiten des Buches äußerst fachkundig entfaltet. Den Leser\*innen wird dabei durch eine enorme Komplexität von Kants Moralphilosophie, durch eine kritische Würdigung zeitgenössischer kantianischer Positionen und durch Ansätze der Kritischen Theorie hindurchgeholfen. Trotzdem dürfte ihm nicht langweilig werden. Immer im Blick bleiben heutige tierethische Debatten.

Camenzinds Hinwendung zu Instrumentalisierung & Co. ist ein Novum, hat sich doch die Forschung im Bereich der Tierversuche sehr stark auf das Vokabular der Leidvermeidung eingespielt – und durchaus auch eingeschränkt. Man kann also soweit gehen zu behaupten, dass Camenzind über die Reise zu Kant, jenseits von Welfare und 3R-Prinzipien, eine neue Sprache gewinnt, die das Phänomen des „harmless wrongdoings“ mit Blick auf Tierversuche und die Mensch-Tier-Beziehung im Allgemeinen auffangen könnte. Dies erlaubt es uns, Tierversuche und andere Formen der Instrumentalisierung in Zukunft differenzierter zu analysieren und zu bewerten.

Entgegen dem nur sporadischen Interesse der Kantianer\*innen an tierethischen Fragen zeigt Camenzind, dass Tiere trotz ihrer moralischen Geringschätzung bei Kant in dessen Werk an entscheidenden Stellen auftauchen und kritische Fragen provozieren. Camenzinds Beitrag besteht insbesondere darin zu erforschen, inwiefern Kants Instrumentalisierungsverbot für Tiere adaptiert werden kann und wie weit Christine Korsgaard, Allen Wood oder Martha Nussbaum in ihren Ansätzen kantianisches Territorium verlassen. Er zeigt aber auch auf, inwiefern das Konzept der Instrumentalisierung außerhalb von Kants Ethik sinnvoll gedacht werden kann. In einer vergleichenden Analyse werden differenziert die drei Konzepte Instrumentalisierung, Verdinglichung und Ausbeutung einander gegenübergestellt. Ob die Zustimmung zum Instrumentalisiert-Werden auch bei Tieren ein hilfreiches Kriterium ist, um die Grenze zwischen einer zulässigen und einer unzulässigen Instrumentalisierung zu markieren, dazu wird zumindest ein konzeptueller Vorschlag gemacht. Denn wie der Autor selbstkritisch vermerkt, ist es kaum möglich, dies für alle Spezies gleichermaßen zu behaupten.

Die vielleicht wichtigste Frage, die Camenzind aber aufwirft, ist die: Wer schaut uns eigentlich beim Philosophieren über die Schulter? Kant selbst, der sich angesichts der vielen Um- und Fehlinterpretationen im Grabe herumdreht? Oder Miss Baker, die Stellvertreterin für Millionen von Tieren, die wir in unserer Forschung verbrauchen? Und was würden sie voneinander halten?

Man stelle sich vor, die zwei Hauptprotagonist\*innen dieses Buches und ihr Autor würden sich tatsächlich begegnen: Samuel Camenzind sitzt im Wiener Augarten auf einer Parkbank mit seinem Manuskript auf den Knien und der Sonne im Rücken. Da beobachtet er, wie plötzlich Immanuel Kant (immer noch mit leichtem Drehwindel) auf seiner täglichen Spazierrunde um die Ecke flaniert und plötzlich von einer stolzen Äffin im Raumanzug gestoppt wird, die ihm etwas voraus hat: Laut beobachtendem Autor wurde sie zwar nicht verdinglicht, wohl aber unzulässig instrumentalisiert und ausgebeutet und hat dabei doch den „bestirnten Himmel“ bereist, von dem Kant sagte, er sei eines der beiden Dinge, die ihn mit „zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht“ erfüllten. Was die Äffin ihm

alles zu erzählen hätte ... Sie legt in ihrem Kugelhelm den Kopf schief und blickt dem weisen Mann neugierig in die Augen. Ein Foucault'sches Erwachungserlebnis für einen knochentrockenen Rationalisten?

Es bleibt am Ende, jedem der drei Protagonist\*innen, dem Königsberger Philosophen, dem Totenkopffäffchen im Outer Space und dem Wiener Tierethiker, etwas der jeweils anderen zu wünschen: Kant ein tiefergehendes Verständnis von Tieren, etwa von deren sozio-kognitiven Fähigkeiten und Bedürfnissen; Miss Baker eine sanfte Landung auf einem Planeten, auf dem ein Verbot der übermäßigen Instrumentalisierung von Tieren bereits ins Tierschutzgesetz Eingang gefunden hat; und Samuel Camenzind? Vielleicht eine Professur im ehemaligen Königsberg (oder anderswo)? Die Philosophie braucht auf jeden Fall mehr Nachwuchswissenschaftler\*innen, die den klassischen Texten genauso gerecht werden wie den brandaktuellen Debatten. Nur so lässt sich einmal um die Ecke denken, um dann ins Schwarze zu treffen.

Judith Benz-Schwarzburg



**Martin Böhnert**

***Methodologische Signaturen – Ein philosophischer Versuch zur Systematisierung der empirischen Erforschung des Geistes von Tieren***

Paderborn: mentis 2020, 360 S., 79,00 EUR

Mit seiner Dissertation *Methodologische Signaturen* leistet Martin Böhnert einen dezidiert wissenschaftsphilosophischen Beitrag zur Tierphilosophie. In dieser Subdisziplin, die sich in den letzten 15 Jahren im deutschsprachigen Raum etabliert hat, werden nicht-menschliche Tiere in Hinblick auf drei zentrale Fragen untersucht: Was ist der Geist der Tiere? Welchen Unterschied gibt es zwischen Mensch und Tier? und: Welche moralischen Pflichten haben wir gegenüber anderen Tieren? Bei der Beantwortung dieser Fragen orientiert sich die Tierphilosophie stark am jeweils aktuellen Stand der Tierforschung.



Was jedoch bisher fehlte, war die philosophische Reflexion der Forschung an Tieren. Dieses Forschungsdesiderat – „Wie wissen wir, ob Tiere denken können?“ (S. XV) – zu befriedigen, ist Ziel der vorliegenden Arbeit. Untersucht werden hier Kognitive Ethologie und Vergleichende Psychologie, also Forschung, die bei der Frage nach dem Geist der Tiere als empirische Grundlage für philosophische Argumentationen genutzt wird.

Methodologisch verortet sich Böhnert in der Tradition der feministischen Wissenschaftsphilosophie, die Wissenschaft in ihrem sozialen und historischen Kontext und anhand der konkreten Forschungspraxis analysiert. Dabei untersucht er anhand von zwei Fallbeispielen die Voraussetzungen von Forschung am tierlichen Geist. Bei den Fallbeispielen handelt es sich um jeweils eine aktuelle und eine historische Kontroverse, da dort die „epistemologische Herausforderung der Forschungssituation“ (S. 24) und somit die im Diskurs als *Zuschreibungen* und als *Beschreibungen* verhandelten Bestandteile von Tierforschung besonders zum Vorschein kommen.

Die erste Fallstudie behandelt die seit rund 20 Jahren andauernde Kontroverse zwischen Christophe Boesch und Michael Tomasello. Beide beschäftigen sich in langjährigen Studien mit der Frage nach kollektiver Intentionalität bei Schimpansen und beziehen sich oft aufeinander. Anhand von Zeitschriften- und Buchpublikationen arbeitet Böhnert die Konfliktpunkte zwischen Tomasello und Boesch heraus. Tomasello forscht mithilfe von Experimenten, in denen er das Verhalten von erwachsenen Schimpansen und noch nicht sprechenden Kleinkindern vergleicht; Boesch hingegen beobachtet Schimpansen in der freien Wildbahn, speziell das Jagdverhalten der Schimpansenpopulation im Tai-Nationalpark. Dabei kommt Tomasello zu dem Ergebnis, dass Schimpansen keine kollektive Intentionalität haben, Boesch kommt zum gegenteiligen Ergebnis.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass Böhnert sich hier explizit auf einer rein deskriptiven Ebene verortet und seine Analyse nicht als Bewertung von „guter“ oder „schlechter“ Forschung verstanden wissen will. Sein Ziel ist es, ein Analysewerkzeug zur Strukturierung der beiden Forschungsansätze zu entwickeln, um zu verstehen, *wie* solche unterschiedlichen Ergebnisse zustande kommen. Dazu wird

der titelgebende Begriff der methodologischen Signatur verwendet, der von den Philosophen Kristian Köchy und Matthias Wunsch entwickelt wurde. Mit diesem Begriff lässt sich ein theoretischer Rahmen bilden, um Vergleichbarkeit zwischen verschiedenen historischen Ansätzen in der Tierforschung herzustellen. Sie setzt sich aus verschiedenen Kenngrößen zusammen, die im Forschungsansatz selbst angelegt sind. Böhnert entwickelt diesen Begriff in zwei Hinsichten weiter: Erstens soll gezeigt werden, dass er auch als Analysewerkzeug für gegenwärtige Forschung dienen kann; zweitens wird er präzisiert, indem er an den beiden Fallbeispielen angewendet und um den Begriff der methodologischen Leerstelle erweitert wird.

Diesen Begriff entlehnt Böhnert dem Rezeptionsästhetischen Ansatz des Literaturwissenschaftlers Wolfgang Iser. Die Leerstelle stellt dort eine literarische Unterbestimmtheit dar, die einen Auslegungsspielraum für die Leser\*innen eröffnet. Dieser Raum enthält dabei verschiedene Möglichkeiten der Festlegung, ist aber auch begrenzt, d.h. nicht beliebig (so gibt es in Kafkas *Die Verwandlung* die Möglichkeiten, dass Gregor Samsa ein Käfer ist oder dass er ein Mensch ist, aber nicht etwa ein Elefant). Es geht Iser bei der Untersuchung von literarischen Leerstellen nicht um eine „korrekte“ Bestimmung, sondern um die Art und Weise, wie die Bestimmung vorgenommen wird.

Übertragen auf Wissenschaftsphilosophie bedeutet eine methodologische Leerstelle die Notwendigkeit einer Entscheidung, wie Forschung betrieben wird, also beispielsweise die bevorzugte Art der Datenerhebung, die Art und Weise des Festhaltens von Daten oder das Verfahren, Schlüsse aus ihnen zu ziehen. Im Gegensatz zur literarischen Leerstelle ist die Anzahl der methodologischen Leerstellen begrenzt, wobei Böhnert klarstellt, dass die in seiner Fallstudie herausgearbeiteten Kenngrößen nicht unveränderlich sind, sondern stets weiterentwickelt werden können.

Das Verhältnis zwischen Leerstelle und Signatur stellt sich so dar, dass die Signatur „die Gesamtheit der jeweiligen Bestimmungen der Leerstellen“ (S. 123) ist. In Bezug auf das erste Fallbeispiel geht es Böhnert also nicht darum, ob Schimpansen kollektive Intentiona-

lität haben oder nicht, sondern darum, welche Differenzen in der Besetzung der Leerstellen die beiden gegenteiligen Antworten von Tomasello und Boesch überhaupt möglich machen.

Das so erarbeitete Analysewerkzeug wird jedoch zunächst erst an einem historischen Fallbeispiel präzisiert. Es handelt sich dabei um eine Kontroverse der Pioniere der Vergleichenden Psychologie, George J. Romanes und C. Lloyd Morgan, über die Möglichkeiten und Grenzen von Aussagen über geistige Fähigkeiten von Tieren unter Berücksichtigung der noch jungen Evolutionstheorie. Anhand einzelner Konfliktpunkte arbeitet Böhnert drei Typen von Grundlegungen heraus, die sowohl für Romanes als auch für Morgan notwendig für die Erforschung des tierlichen Geistes sind: epistemisch-konzeptionelle, metaphysisch-ontologische und methodisch-methodologische. Diese werden um drei weitere methodologische Leerstellen ergänzt, die sich bereits in der Analyse der Tomasello-Boesch-Kontroverse zeigen ließen (räumlich-konzeptionelle, Referenztier-spezifische und semantisch-begriffliche Bestimmungen). Jede Bestimmungsbedürftigkeit wird anhand eines konkreten Beispiels aus der Geschichte der Tierforschung illustriert, wobei Böhnert darauf hinweist, dass es Überschneidungsbereiche gibt; beispielsweise kann die Festlegung auf die Erforschung eines bestimmten Vermögens von der Festlegung auf (ein) bestimmte(s) Referenztier(e) abhängen.

Mithilfe der sechs verschiedenen methodologischen Lehrstellen werden im letzten Kapitel die Ansätze von Boesch und Tomasello auf ihre jeweilige methodologische Signatur hin analysiert. Dazu entwickelt Böhnert ein zweidimensionales Modell, in dem die einzelnen Leerstellenbesetzungen von verschiedenen Forschungsansätzen in Bezug auf die Achsen „abstrakt–konkret“ bzw. „nah–distanziert“ verortet werden können. Die methodologischen Signaturen stellen ein Cluster dar, das anhand seiner Positionierung im zweidimensionalen Feld bestimmt werden kann.

Die Arbeit endet mit einem Ausblick unter anderem auf tierethische Fragen. Mit dem Modell der methodologischen Leerstellen lassen sich laut Böhnert konkurrierende Ansätze der Tierwohlforschung untersuchen. So kann unter anderem auch die Frage gestellt

werden, „welchen Umgang mit Tieren eine Gesellschaft verfolgen möchte und wie angemessen die jeweiligen Ansätze dafür sind“ (S. 307).

Abschließend lässt sich feststellen, dass die Arbeit ihren dezidiert erkenntnistheoretischen und methodologischen Anspruch erfüllt. Auch wenn Böhnert viele zentrale Begriffe erläutert, ist die Lektüre sehr voraussetzungsvoll. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass er empirisches Material der Tierforschung tiefgehend bearbeitet, aber auch daran, dass er für seinen eigenen Forschungsansatz kreativ aus anderen Disziplinen wie Wissenschaftsgeschichte oder Literaturwissenschaft schöpft.

Anna Klassen



**Corine Pelluchon**

*Manifest für die Tiere*

München: C.H. Beck 2020, 125 S., 12,00 EUR

Corine Pelluchons *Manifest für die Tiere* ist ein Buch, das Pflichtlektüre im Schulunterricht werden sollte. Dafür ist es auch durchaus geeignet, da es durch Verweise auf Philosophiegeschichte, auf zugrundeliegende Argumente, auf die aktuellen

Debatten und einen eigenen Ansatz zeigt, dass die Autorin viel Expertise auf dem Gebiet der (Tier-)Philosophie mitbringt, das Buch aber als Manifest zugänglich und eindringlich geschrieben ist – dabei jedoch nie zu vereinfachend. Ihre Sätze bringen häufig genau das prägnant auf den Punkt, was Tierethiker\*innen in langen Beiträgen und Büchern zu begründen ersuchen, so dass man versucht ist, die Buchrezension allein aus liebgewonnenen Zitaten zu gestalten. Der Einstiegssatz in das Buch liest sich folgendermaßen:

„Unser Verhältnis zu den Tieren ist ein Spiegel, der uns zeigt, wozu wir in den letzten Jahrhunderten geworden sind. In diesem Spiegel sehen wir [...] das bleiche Gesicht einer Menschheit, die ihre Seele zu verlieren droht.“ (S. 11)

Im weiteren Verlauf des Buches wird deutlich, dass Pelluchon dazu beitragen möchte, dass die Menschheit ihre Seele nicht gänzlich verliert, sondern daran arbeitet, sie wiederzugewinnen, dass ihr dieses Anliegen aber mitnichten lediglich aus anthropozentrischer Perspektive wichtig ist. Es ist ihr ein großes Anliegen, den menschlichen Umgang mit Tieren zu ändern und ein gerechtes Zusammenleben mit ihnen zu gestalten.

Dafür zeigt sie im ersten Teil des Buches („Die Belange der Tiere heute“) auf, weshalb der Anthropozentrismus als Grundlage der Moral zu kurz greift (S. 14), und schlägt einen auf Mitgefühl aufbauenden Ansatz vor, da sie Mitgefühl als grundlegende Voraussetzung für Moral und Gerechtigkeit ansieht (S. 13), die – im Sinne des einsteigenden Zitats – auf dem Spiel stehen, wenn wir den grausamen Umgang mit Tieren perpetuieren. Wer all das Tierleid akzeptiert und hinnimmt, die\*der akzeptiert laut Pelluchon, „vom Bösen kontaminiert zu werden“ (S. 14).

Bereits in diesem ersten Teil werden tierethisch wichtige Annahmen deutlich, die Pelluchons Ansatz ausmachen. So vertritt sie eine intersektionelle Perspektive, wonach Gewalt gegen Tiere verwoben ist mit Gewalt gegenüber Menschen und auch mit Gewalt auf staatlicher Ebene (S. 18, 19, 24, 32). Sie erläutert wichtige Begriffe wie den Speziesismus oder den Eigenwert der Tiere und setzt diese in einen philosophiegeschichtlichen Kontext, wobei sie argumentiert, weder die Genesis noch Descartes würden den Anthropozentrismus stützen (S. 27). In Bezug auf die aktuelle tierethische bzw. in den Human-Animal Studies geführte Debatte um den sogenannten *political turn* der Tierfrage macht Pelluchon deutlich, dass sich auch nach mehr als 45 Jahren intellektueller Bemühungen um eine Erneuerung der Tierethik und Tierrechte für die Tiere nichts zum Besseren geändert habe (S. 29). Pelluchon konstatiert für die Tierethik ein „relatives Scheitern“ (S. 60), weshalb es zentral sei, die Tierfrage in die politische Theorie einzubetten und in der Politik zur Geltung zu bringen. Dieser Fokus auf Politik- und Demokratie-Theorie ist dann auch die Herangehensweise, die Pelluchon wählt. In der Politisierung der Tierfrage sieht sie die Hauptaufgabe der Philosophie und von Aktivist\*innen, um wirklich etwas für die Tiere zu ändern (S. 30).



Um hierfür Wege zur Operationalisierung aufzuzeigen, ruft sie den langen Weg zur Abschaffung der Sklaverei ins Gedächtnis und macht deutlich, dass man auch für die Tierfrage von der Politik Abraham Lincolns lernen könne. Auch er hatte zum Ziel, den Übergang zu einem anderen Gesellschafts- und Wirtschaftsmodell zu gestalten, das einer gerechteren Gesellschaft entspricht (S. 36). Dass wir uns bereits auf einem guten Weg in diese Richtung befinden könnten, vermutet Pelluchon und proklamiert nichts weniger als ein neues Zeitalter – das „Zeitalter der Lebewesen“:

„So befinden wir uns denn an der Schwelle zu einem neuen Zeitalter, dem Zeitalter der Lebewesen. Der Respekt vor den Lebewesen, zu denen die Tiere geradeso wie wir selbst gehören, definiert eine Moral, die sich nicht auf Pflichten und Verbote beschränkt. Dahinter steht vielmehr eine Philosophie des Subjekts, die mit einem neuen Verständnis des Menschen verbunden ist. [...] Das Zeitalter der Lebewesen macht es unerlässlich, Ethik und Politik in einer Philosophie des Subjekts zu verankern, die notwendig auch die Frage der Tiere in ein Projekt zum sozialen und demokratischen Wiederaufbau einschließt.“ (S. 47–48)

Mit der „Politisierung der Tierfrage“ setzt sich Pelluchon im zweiten Teil des Manifests auseinander. Dabei vertritt sie die These, dass unsere Politik stets Zoopolitik sei, da wir mit Tieren gemischte Gemeinschaften bilden, weil wir mit ihnen im selben Raum leben. Dennoch sieht Pelluchon Tiere nicht als Staatsbürger\*innen an – und steht damit konträr zum Ansatz von Will Kymlicka und Sue Donaldson in deren *Zoopolis*, mit dem sie sich im zweiten Teil auch auseinandersetzt –, was sie damit begründet, dass Tiere kein Verständnis von Gemeinwohl haben. Dem erwartbaren Einwand, dass bestimmte Menschen dies auch nicht haben, kommt Pelluchon zuvor und erwähnt, kognitiv beeinträchtigte Menschen und Kinder würden durchaus über ein Verständnis von Gemeinwohl verfügen (S. 54).

In diesem zweiten Teil wird abermals sehr deutlich, dass die Tierfrage für Pelluchon eine Frage der Gerechtigkeit ist. Gerechtigkeit bedeutet für sie, dass man alle einlädt, „auf die eine oder andere Weise an der Welt teilzuhaben, sodass auch das, was sie zu sagen haben, in die kollektiven Entscheidungen Eingang findet. Dieses

Modell lässt sich auch auf die Tiere übertragen und bildet den Kern jeder politischen Theorie, die die Gerechtigkeit gegenüber ihnen fördern möchte.“ (S. 55–56) Dabei deutet sie auf einen wichtigen (gewissermaßen limitierenden) Aspekt hin, den es in Bezug auf Gerechtigkeit gegenüber Tieren zu beachten gilt:

„Gerechtigkeit gegenüber Tieren und gegenüber besonders verletzlichen Menschen kann es nur geben, weil Menschen dies so beschließen und weil sie dabei auf den Gedanken einer Gerechtigkeit verzichten, der auf Geben und Nehmen oder auf spezieisistischen Kriterien beruht.“ (S. 58)

Da Pelluchon sich bewusst ist, dass sich spezieisistische Annahmen nicht mit einem Mal aus der Welt schaffen lassen, entwickelt sie eine Strategie, um die Befreiung der Tiere voranzubringen, auch wenn noch nicht alle Menschen antispezieisistisch eingestellt sind (S. 68). Für die Menschen, die sich dieser Forderung schon jetzt anschließen, nutzt sie den Begriff „Animalisten“. Diese sind Antispezieisist\*innen, deren Überzeugung sie zum Veganismus führt und die eine intersektionelle Perspektive vertreten (S. 70–71). Die „Animalismus“-Bewegung fordert dabei nicht weniger als eine neue Philosophie des Subjekts und eine neue Anthropologie, eine Neuformulierung der Ziele von Politik, eine Reorganisation der Demokratie und eine Abschaffung des Kapitalismus (S. 72).

Als eines der größten Hindernisse für eine gegenüber Tieren gerechte Gesellschaft erkennt Pelluchon den Widerstand der Menschen, die in den Bereichen arbeiten, die auf Ausbeutung von Tieren basieren (S. 82). Sie erarbeitet im dritten und abschließenden Teil des Buches „konkrete Vorschläge“, wie man beginnen könnte, an einer solchen Gesellschaft zu arbeiten, und verweist auch hier auf die Politik Lincolns, der bemüht war, die Menschen, die von dem ausbeuterischen System (damals der Sklaverei, heute der globalen Tierindustrie) profitieren, miteinzubeziehen. Daher schlägt Pelluchon vor, mit der Abschaffung derjenigen Praktiken zu beginnen, die ihrer Ansicht nach so offensichtlich verwerflich und unnötig sind, dass der Widerstand geringer ausfallen werde als in anderen Bereichen. Sie arbeitet hierbei konkrete Vorschläge aus, wie man die

dort arbeitenden Menschen stattdessen entlohnen könne. Die Praktiken, die sie dabei anspricht – und in aller grausamen Deutlichkeit darstellt – sind Zoos in Bezug auf bestimmte Tierarten (vor allem Delfinarien), Stierkämpfe (die auch in Pelluchons Heimatland Frankreich noch stattfinden), Hetzjagden, Pelztierzucht und Stopfleber.

Kleinere Kritikpunkte fallen einem beim Lesen trotz aller Begeisterung für dieses Manifest auf. So wünscht man sich bestimmte Annahmen detaillierter begründet (warum verfügen kognitiv beeinträchtigte Menschen und Kinder über ein Verständnis von Gemeinwohl, welches man Tieren abspricht?), und andere mag man hinterfragen (wieso sollte ausgerechnet unsere Zeit als „Zeitalter des Lebendigen“ gelten, wenn derzeit so viele Arten aussterben wie noch nie in der Menschheitsgeschichte?). Und auch jenseits kritischer Nachfragen wünscht man sich viele der überzeugenden Annahmen Pelluchons als umfangreicheres tierethisches Werk ausgearbeitet (wie sieht für sie eine Subjekt-Philosophie aus, die Tieren genauso gerecht wird wie Menschen?). Vermutlich ist aber genau die Ausarbeitung in Form eines Manifests die große Stärke des Buches, die mich wieder zur bereits erwähnten Aussage verleitet, dass ich mir wünsche, möglichst viele Menschen werden dieses Buch lesen. Äußerst empfehlenswert und sehr wichtig ist es in jedem Fall.

Leonie N. Bossert



**Helmut F. Kaplan**

*Tierrechte und Menschenrechte: Eine Einheit*

Norderstedt: BoD 2020, 162 S., 9,90 EUR

In seinem letzten Buch (*Menschenrechte und Tierrechte: Solidarität mit den Leidensfähigen*) richtete sich Helmut F. Kaplan primär an die Fachwelt: Wie können Tierrechte definiert werden? Wie können Tierrechte begründet werden?

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Tierrechten und Men-

schenrechten? In diesem neuen Buch ist der Adressat hingegen primär die Öffentlichkeit. Deklariertes Ziel des Buches „ist die (Wieder-)Sensibilisierung für die Tierrechtsidee: Tiere haben, wie Menschen, vielfältige Interessen und, wie Menschen, einen Anspruch, ein Recht, ein Leben gemäß diesen Interessen zu führen.“ (S. 22f.) Dieses „Grundwissen“ über Tierrechte sei, so Kaplan, inzwischen weitgehend verlorengegangen. An die Stelle des Tierrechtsbegriffs seien Schlagworte aus der Werbung getreten, vor allem „Bio“ und „Tierwohl“. Kaplan weist auf eine weitere bedenkliche Entwicklung hin: Ging es früher, zumindest auch, um die Grundsatzfrage, ob wir Tiere töten dürfen, geht es heute eigentlich nur mehr um die Frage, ob die Tiere vor ihrem Tod „ein schönes Leben hatten“.

Im ersten Teil des Buches geht es um die „Begründung und Darstellung der Tierrechtsphilosophie“, genauer um die Programme, Prinzipien, Begriffe und Abgrenzungen, die ab den 1970er-Jahren den weltweiten Siegeszug der Tierrechtsbewegung initiiert und getragen haben: „Befreiung der Tiere“, Prinzip der gleichen Interessenerwägung unabhängig von Rasse, Geschlecht und Spezies, die begriffliche und politische Parallelisierung von Rassismus, Sexismus und Speziesismus und die Abgrenzung des neuen Tierrechtskonzepts vom traditionellen Tierschutzbegriff.

Im zweiten Teil des Buches geht es um die „Veranschaulichung der Tierrechtsidee“ anhand von zahlreichen, leicht lesbaren und in sich abgeschlossenen Texten. Zur Verdeutlichung der thematischen Breite seien einige Überschriften angeführt: „Wie können Tierrechte verwirklicht werden?“, „Wie radikal muß die Tierrechtsbewegung sein?“, „Sind Fleischesser Mörder?“, „Sind Tierversuche ethisch zu rechtfertigen?“, „Tierrechte, Klima und Gerechtigkeit“, „Tierrechte und die ‚Gewaltfrage‘“, „Solange es so viele leidende Menschen gibt ...“, „Tierrechte – Nur nicht fanatisch!“, „Tierrechte, Evolution und Christentum“.

Auf ein inhaltliches Spezifikum des Buches soll näher eingegangen werden: In Tierrechts- bzw. Veganer\*innenkreisen ist häufig der folgende Grundgedanke anzutreffen: Grausamkeit gegenüber Tieren färbe auch auf den Umgang mit Menschen ab. Allgemeiner: Was der Mensch Tieren antut, falle auf ihn selber zurück. Typisch für diese

Denkweise ist etwa Leo Tolstois Diktum, wonach es, solange es Schlachthäuser gibt, auch Schlachtfelder geben wird. Die Erläuterungen zu diesem Grundgedanken, falls es sie gibt, sind üblicherweise im religiösen oder esoterischen Bereich angesiedelt. Im Unterschied dazu weist Kaplan auf mögliche konkrete plausible Zusammenhänge bzw. Kausalitäten hin:

In „Sind Veganer friedlicher?“ geht es um die These, dass Gleichgültigkeit und Grausamkeit gegenüber Tieren auch auf den Umgang mit Menschen abfärbten. Kaplan vermutet, wohl zu Recht, dass auch Fleischesser\*innen diese These für richtig hielten, jedenfalls in dieser Situation: „Angenommen, jemand müsste sich entscheiden, sein Leben entweder einem Jäger oder einem ethisch motivierten Veganer anzuvertrauen. Für wen würde er sich wohl entscheiden?“ (S. 76)

In „Befreiung, Ethik und Egoismus“ wendet Kaplan den oben formulierten Grundgedanken quasi ins Positive. Zunächst verweist er auf einen bedeutsamen Unterschied zwischen allen Befreiungsbewegungen in Bezug auf Menschen und die Befreiung der Tiere hin: Im ersten Fall sind immer auch starke „egoistische“ Impulse am Werk, sprich: starkes Eigeninteresse – die Interessen jener, die ihre eigene Befreiung betreiben, und möglicherweise auch Interessen der bisherigen Unterdrücker\*innen dergestalt, dass diese sich fragen mögen, ob es langfristig nicht klüger wäre, den Unterdrückten freiwillig jene Rechte einzuräumen, die sie sich später vielleicht gewaltsam nähmen.

Bei der Befreiung der Tiere fehlen diese „egoistischen“ Antriebe allesamt: Tiere können sich nicht selbst befreien, und deren Unterdrücker\*innen haben von ihnen nichts zu befürchten, weshalb alle vorausseilenden Klugheitserwägungen wegfallen. Bei der Befreiung der Tiere sind wir ausschließlich auf menschliche Selbstlosigkeit angewiesen, auf menschliche Selbstlosigkeit in Reinkultur sozusagen. „Deshalb“, folgert Kaplan, „wäre die Befreiung der Tiere aus menschlicher Tyrannei der denkbar stärkste und überzeugendste Beweis für menschliche Selbstlosigkeit, Gerechtigkeit und Moralität – und als solcher auch eine immense Ermutigung für die Bewältigung der menschlichen Zukunft.“ (S. 153)

Rudolf Winkelmayer



## Beitragsinformationen

**Zitationshinweis:**

Buchbesprechungen (S. Strittmatter, J. Benz-Schwarzburg, A. Klassen, L.N. Bossert, R. Winkelmayr). *TIERethik*, 13 (1), 167–185. <https://www.tierethik.net/>.

Online verfügbar: 15.04.2021

ISSN: 2698–9905 (Print); 2698–9921 (Online)



© Die Autor\*innen 2021. Dieser Artikel ist freigegeben unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung, Weitergabe unter gleichen Bedingungen, Version 4.0 Deutschland (CC BY-SA 4.0 de).  
URL: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/de/legalcode>